

Zwischen Yokohama und San Francisco

Kein Reisebericht, sondern fahler Widerschein morgenländischen Lichtes, morgenländischer Seelen.

O du liebe schwarze Studentenmüge, die von einer treuen Hand nimmermüde geschwungen wird, solange ich sie bei der Abfahrt von Yokohama auf dem menschenvollen Kai erblicken kann! So viele sagen und schreiben, der Japaner habe wenig Gefühl oder zeige doch wenig wahres Gefühl, er lächle ewig undurchdringlich. In der That hat ihn seit Jahrhunderten die aus China eingedrungene Moral des Konfutsse die Beherrschung gelehrt, die man in Europa stoisch nennt. Ich selber wollte noch vor zwei Jahren einem englischen Gelehrten, der in Sprache, Kleidung und Lebensweise zum Japaner geworden war, kaum glauben, daß die japanische Jugend ebenso starker Gefühlsausbrüche fähig sei wie nur irgend eine im Abendland. Ich hatte in Japan sehr selten ein Kind und nur einmal ein erwachsenes Landmädchen vor Schmerz weinen sehen. In der ältesten japanischen Lyrik weint die Frau des Kriegers, der an eine ferne Grenze gerufen wird. Später durfte das kein Dichter mehr sagen. Edle japanische Herzen schlagen aber auch heute noch nicht regelrecht nach den kalten Geboten des Konfutsse. Mehr als eine Erfahrung hat mir dies ergreifend und beglückend gezeigt, zuletzt das lange, liebe Schwingen der Studentenmüge.

* * *

Raum hatte mein japanischer Dampfer den Hafen hinter sich, als die Ankerketten abrollten. Japanische Polizei kam an Bord und durchsuchte eine Stunde lang alle Räume nach Waren, die der Zollbehörde vor der Abfahrt entgangen sein mochten. Ebenso genau wurden aber die Pässe der Japaner geprüft, auch in der ersten Klasse — gar nicht die der übrigen Reisenden. „Warum nicht?“ fragte an meinem Tisch ein Amerikaner seinen japanischen Nachbarn, den der Polizeibeamte soeben in unserer Gegenwart verhört hatte. Weil die japanische Polizei seit langem und besonders in der letzten Zeit über nichts ängstlicher wacht als über „gefährliche Gedanken“ in japanischen Köpfen. Sie glaubt an das alte Wort, daß der Aufstand der Gedanken von selber zum Aufstand der Pflastersteine führt. Und weil die Gedanken heute über alle Grenzen hinweg zusammenarbeiten, wird jeder ausreisende Japaner soviel wie möglich auch außerhalb Japans im Auge behalten. Auf den Schiffen, die nach China gehen, sind immer zwei japanische Geheimpolizisten, und wir wissen nicht, wie viele mit uns reisen.

Als „gefährlich“ betrachtet die japanische Polizei alle Gedanken, die irgendwie um eine Änderung der Staatsform oder um die Abschaffung des Privateigentums kreisen. Die Angst davor hat im letzten halben Jahre einen nie gesehenen Grad erreicht. Geheimnisvoll sprach man immer wieder von kommunistischen Verschwörungen, an denen besonders Arbeiter und Studenten beteiligt seien. Man erfuhr so wenig Genaueres, und der Augenblick der unbestimmten Enthüllungen war von der Regierung so eigentümlich gewählt, daß man ebensogut an eine von ihr zu eigenen Parteizwecken veranstaltete Masche als an eine wirkliche Bedrohung der Sicherheit Japans glauben konnte. Politisch verdächtige Universitätsprofessoren wurden von ihren Lehrstühlen ver-

drängt; Studentenvereine, die nicht einheitlich „national“ gesinnt waren, wurden aufgelöst. Leere Hörsäle wurden von Angestellten der Universität scharf überwacht, um jede freie Studentenversammlung unmöglich zu machen. Im Saale eines buddhistischen Studentenheims, wo einem bleichen Redner kaum 300 Personen lauschten, sah ich vor der Türe und zwischen den Bänken ein Duzend Polizisten mit dem Sturmband unter dem Kinn. Das Ministerium berief die Rektoren der Staatsuniversitäten, berief sogar japanische Vertreter der Missionsuniversitäten, um über Maßnahmen gegen das Anwachsen der „gefährlichen Gedanken“ zu beraten. Mehrere Millionen Yen wurden ausgeworfen, um einen das ganze Land umspannenden Überwachungsdienst mit besonders ausgebildeten Beamten einzurichten. Die schon bestehenden Gesetze, deren Strenge eine vernünftige staatsbürgerliche Freiheit hart genug bedrückte, wurden trotz heftigen Widerstandes ohne Mitwirkung des Parlaments durch neue Strafen, Hinrichtung nicht ausgenommen, rücksichtslos verschärft.

Nun mag es ja wohl sein, daß es sich bei all den Maßregeln nicht ausschließlich um das wahre Gesamtwohl Japans handelt, sondern zunächst darum, daß die augenblicklichen Machthaber ihre Macht nicht verlieren wollen. Es läßt sich aber nicht leugnen, daß Japan unter gewaltigen äußeren und inneren Schwierigkeiten um die Ernährung seiner Bevölkerung ringt, und daß eine rasche Änderung des jetzigen Staatswesens diese Schwierigkeiten eher noch vermehren könnte. Ganz richtig hat ein hochgestellter japanischer Sozialpolitiker gesagt, das einzig wirksame Mittel gegen „gefährliche Gedanken“ sei die Beseitigung der sozialen Ungerechtigkeit. Nur sind in Japan reiche Leute, die sich nach dem Beispiel des Schweden Nobel und des Amerikaners Carnegie für verpflichtet halten, den größten Teil ihres übergroßen Vermögens wohltätigen Zwecken zu opfern, ebenso selten wie in andern Ländern. Selbst wenn alle reichen Leute so gesinnt wären, würde das Geld nicht genügen, die Angestellten und Arbeiter in ganz Japan angemessen zu bezahlen, und erst recht läßt sich kein Weg ausdenken, wie die Ansprüche aller japanischen Arbeitnehmer mit der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit des Landes in Einklang gebracht werden könnten. Allerdings darf man in Japan so wenig wie anderwärts billigen, daß die Besitzenden die Unmöglichkeit eines völligen Ausgleichs zum Vorwand nehmen, auch die bei gutem Willen erreichbare und dringend zu wünschende Verringerung der Ungleichheit eigenmäßig zu verhindern.

Zu der innern Gefahr für Japan kommt die äußere: fast im selben Grade wie die japanische Industrie, von der die Steigerung der allgemeinen Wohlfahrt wesentlich abhängt, wächst die Wahrscheinlichkeit eines Konkurrenzkrieges mit einer fremden Macht, sogar mit mehr als einer. Ich habe noch nie einen ruhig denkenden Japaner behaupten hören, daß die militärischen und wirtschaftlichen Hilfsmittel Japans einem solchen Kampf auf Leben und Tod gewachsen wären.

Man begreift also schließlich ganz gut, daß die japanische Regierung in dieser unentrinnbaren Zwangslage alle Mittel der Staatsgewalt, der Belehrung, der vaterländischen Begeisterung anwendet, um die Zersehung der Volkskraft aufzuhalten. Leider darf man zweifeln, ob Regierende und Re-

gierte das ganz außerordentliche Maß von Klugheit und Selbstlosigkeit aufbringen werden, das zum Erfolg nötig ist.

Unser Schiff hat aus Schanghai das Juniheft der Monatsschrift The Far Eastern Review mitgebracht. Da gibt der chinesische Gelehrte Y. F. Tseng eine überraschende Liste der in China seit dem Beginn des Feudalismus, also seit ungefähr 300 v. Chr. bis heute entstandenen Unruhen. Da steht man, daß in diesen 22 Jahrhunderten 1385 Jahre lang völliger Friede herrschte, 771 Jahre das chinesische Reich geteilt war, und 179 Jahre (8%) innere Kämpfe wütheten. Die längste ununterbrochene Dauer solcher Kämpfe war 40 Jahre, die kürzeste 7 Jahre. Tseng zieht daraus wörtlich folgenden Schluß: „Die Chinesen sind wegen der zeitweiligen Meinungsverschiedenheiten und Unruhen nicht zu tadeln; denn es gibt kein Beispiel in der Geschichte, daß ein so großes Volk, dessen Kopfzahl fast die der gesamten weißen Rasse erreicht, eine gleich lange Zeit einheitlich unter einer gemeinsamen Regierung gelebt hätte.“ China werde auch jetzt wieder zur Einheit und zu noch höherer Kultur gelangen. Dazu müsse es vor allem wirtschaftlich erstarken, denn ein chinesisches Sprichwort sage: „Schamgefühl und Sinn für Redlichkeit können sich erst entwickeln, wenn der Mensch ordentlich gekleidet und ernährt ist.“

Einige von uns sind jenseits der chinesischen Mauer in der Mongolei gewesen. Sie haben durch das Stadttor von Kalgan die langen Reihen zäher Pferdchen und zottiger Kamele fluten sehen, die Wolle und Getreide und leider wohl auch Opium Hunderte von Meilen durch die Wüste Gobi nach Urga befördern. Aber noch mehr ist ihnen aufgefallen, daß in den Straßen der Stadt so wenige Frauen sind. Kalgan hat noch immer den schlimmen Ruf, daß zahllose Mädchen nach der Geburt getötet werden. Und doch hat sich gerade in dieser weiberverachtenden Gegend die Sage von einem weiblichen Räuberstaat gebildet. Auf dem kahlen Felsgipfel eines Berges zwischen Peking und Kalgan erblickt man noch die Bauten, in denen einst diese mongolischen Amazonen gehaust haben sollen. Sobald eine Karawane von Peking oder Urga heranzog, sausten sie auf ihren wilden Pferden aus der lustigen Höhe herab, jagten die Treiber in die Flucht und stiegen mit der rasch geraubten Beute wieder in ihre Burg. Wer ihnen auf den steilen Pfaden zu folgen wagte, wurde durch Felsblöcke unfehlbar zerschmettert.

Viel seltsamer scheint es, daß auch das alte Japan seine Amazonensage hat, wie man z. B. aus „Chushingura“, dem beliebtesten unter Japans klassischen Dramen, erfahren kann. Ist irgend eine Frau in aller Welt weniger amazonenhaft als die Japanerin? Seit Jahrhunderten werden die Mädchen durch ein kleines Buch, „Onna Daigaku“, die „Frauenhochschule“, zu unbegrenzter Sanftmut und Güte erzogen. Mit rührender Treue sorgt die japanische Frau für ihren Eheherrn und ihre Kinder. Dabei huscht sie, stille lächelnd, vom blumenbunten Kimono umhüllt, Anmut in jeder Bewegung, durch die Träume von Schönheit, die immer neu vor ihre Seele schweben. Mit einfachsten Mitteln zaubert sie Schönheit in die ärmste Hütte — wenn sie will. Und sie scheint das noch immer häufiger zu wollen und besser zu können als viele ihrer abendländischen Schwestern, die hundertmal mehr zu ihrem

Glücke verlangen und dafür körperlich und seelisch tausendmal ärger abgehegt sind.

* * *

Die Furcht vor Unruhen tut der Begeisterung, mit der Japan sich schon seit Monaten zur Feier der Thronbesteigung des Kaisers im November rüstet, wenig Eintrag. Die Räume der ersten Klasse unseres Dampfers sind mit prachtvoll illustrierten Einladungen zur Reise in die alte Feierstadt Kioto überschwemmt. Ohne Zweifel fühlt die Masse des japanischen Volkes für die „ununterbrochene Linie“ seiner Kaiser, deren einhundertvierundzwanzigster jetzt die Herrschaft führt, eine Art geheimnisvoller Verehrung. Sehr viele finden in den Festlichkeiten der Thronbesteigung sogar den amtlichen Ausdruck einer japanischen Staatsreligion, und wenn der päpstliche Delegat nicht schon im Hochsommer abgereist wäre, hätte sowohl seine Beteiligung wie sein Fernbleiben mancherlei Schwierigkeiten hervorgerufen. Durch das neue Kirchenrecht sind allerdings die von den Päpsten zur Beilegung des Ritenstreites verhängten Exkommunikationen aufgehoben worden; aber die Gesetze selber bleiben in Kraft. Über die Schwierigkeit ihrer Durchführung sind sich alle katholischen Missionäre des fernen Ostens ebenso einig wie über die Ungewißheit ihrer Tragweite unter den heutigen Verhältnissen. Vor einigen Jahren haben sich die Nationalkonzilien von China und Japan um die immer dringender werdende Klärung dieser Frage vergeblich bemüht. Bis heute hat in der wissenschaftlichen Öffentlichkeit noch kein völlig sachkundiger Theologe gründlich untersucht, inwiefern die Voraussetzungen der alten Gesetze auf die jetzigen chinesischen und japanischen Ansichten über die Ahnenverehrung zutreffen, so daß eine wesentliche Vorbedingung zu einer neuen Äußerung Roms einstweilen zu fehlen scheint.

Wie weit man sich in Japan bereits öffentlich von der althintoistischen Auffassung entfernen darf, zeigt die Mainnummer der englisch geschriebenen Reisezeitschrift Japan, die ganz der Werbung für den Besuch der Novemberfestlichkeiten in Kioto gewidmet ist. Diese Monatschrift wird von der Schifffahrt-Gesellschaft Nippon Yusen Kaisha, der größten Japans, der drittgrößten der Welt, herausgegeben, und an so hervorragender Stelle schreibt in einem Aufsatz über das japanische Kaiserhaus der Japaner K. K. Kawakami wörtlich: „Wir wollen einen Augenblick die geschichtliche Wissenschaft beiseite lassen und den malerischen Worten einer mythologischen Legende lauschen, denn schließlich ruht die Heiligkeit unseres Kaiserhauses auf unserer vaterländischen Theogonie und Kosmogonie. Für den gebildeten Japaner, der mit den naturwissenschaftlichen und philosophischen Anschauungen der Gegenwart vertraut ist, bleibt nicht viel mehr übrig als die treue und in ihrer Art schöne Pflege einer sagenhaften Überlieferung, die trotz des Vordringens demokratischer Gedanken weiterbesteht. . . . Die Zeit mag kommen — wird kommen —, wo der laute Lärm der Industrie all den märchenhaften Zauber Alt-Japans bricht, wo die dichterischen Träume japanischer Kosmogonie und Theogonie dem gleichmachenden Einfluß moderner Demokratie zum Opfer fallen.“ Und am Schlusse des Aufsatzes sagt Kawakami, bis jetzt habe allerdings ein schwer bestimmbarer Einfluß des Kaisergedankens Japan in gefährlichen Stunden vor dem Zerfall bewahrt; aber es sei fraglich, ob dieser Einfluß gegenüber

den neuen Gedanken und Kräften, die ins Staatsleben eingedrungen seien, dieselbe Wirkung haben werde. Das stimmt genau zu der Antwort, die mir eines Tages ein japanischer Professor der Rechtswissenschaft gab, als ich ihn fragte, ob nicht schließlich die Ehrfurcht vor dem Kaiser noch das einzige sei, was die sonst so weit auseinanderstrebenden Japaner zusammenzuhalten vermöge. „Durchaus nicht“, sagte der Professor, „wir können zwischen der japanischen Volksgemeinschaft und dem japanischen Kaiserhause sehr wohl unterscheiden.“

Freilich erlaubt die japanische Regierung eine so offene Sprache noch nicht zu jeder Zeit und vor jeder Zuhörerschaft. Aber solche psychologischen Rücksichten auf die mangelhafte Urteilskraft der Masse, die ihrem vaterländischen Pflichtgefühl nicht rasch genug eine andere Grundlage geben könnte, gelten bekanntlich in jeder großen weltlichen oder religiösen Gemeinschaft als unerläßlich.

* * *

Unsere Reisegefährten aus China, Chinesen und andere, Kaufleute, protestantische Missionäre, Vergnügungsreisende, sind seit Jahren so an Unruhen gewöhnt, daß sie sich wenig Gedanken darüber machen. Selbst im Innern soll das Reisen weniger durch Gefahren als durch den Mangel an zuverlässigen Verkehrsmitteln erschwert sein, teilweise auch durch die Abneigung der Regierung gegen fremde Augenzeugen der noch lange nicht übersehbaren Entwicklung.

Die Prachtläden Schanghai's bargen sich schon im Februar, als man das chinesische Neujahr feierte, nicht mehr hinter englischen Drahtverbauen. Am Bund und in Nanking Road, den am meisten besuchten Geschäftsstraßen, sah man in Läden voll modernster Waren Wu Lu Tsai Chen, den Gott des Reichtums, bunt auf Papier gemalt. Der Weihrauch der Verehrung brannte auf großen Tischen, die über und über mit roten Kerzen, Wasserlilien, Bambusrohren, Kassenbüchern, Linealen, Schreibmaschinen, Weinbechern und zahllosen rot verzierten Lackschüsseln bedeckt waren. In den Schüsseln lagen in lockender Mannigfaltigkeit Fische, Schweinebraten, Hühner, Reis, Tee, Oliven, Kuchen, Zwiebeln, Erdnüsse, Datteln und alle möglichen Köstlichkeiten aus Zucker und Schokolade. Von Mitternacht bis 3 Uhr morgens labten sich daran die Angestellten. Dann verloren die Schreibmaschinen und Kassenbücher wieder den geheimnisvollen Schimmer von Religion und Freude, und das Geschäftsjahr mit seinem unerbittlichen Erwerbskampfe begann von neuem.

China ist sich vollauf bewußt, daß es durch Steigerung seiner Industrie und seines Handels so bald wie möglich seine internationale Zahlungsfähigkeit beweisen muß. Daraus erwächst den Industriestaaten der Welt die Konkurrenz einer ungemein geschickten und fleißigen Rasse von mehreren hundert Millionen und eines Riesenlandes voll ungehobener Naturschätze — also eine neue Kriegsgefahr. Je länger aber die Entwicklung Chinas aufgehalten würde, um so länger würden die Unruhen Chinas fort dauern, und auch die sind eine Gefahr für den Weltfrieden. Denn sie führen zu Einmischungen Japans, Amerikas, Englands und Rußlands, vielleicht auch Frankreichs, und zu schweren Verwicklungen dieser Mächte untereinander.

* * *

Nicht wenig von der Tragik des chinesischen Schicksals flattert um die entzückenden Seidenmäntel, in denen die Damen abends auf Deck die Sommerluft genießen. An den altrömischen Kaiserhof kam chinesische Seide in seltenen Stücken, die mit Gold aufgewogen wurden. Jetzt tragen jährlich die schnellsten Schiffe und die schnellsten Eisenbahnzüge Milliarden von Seidenkokons in alle Welt. Eine einzige große Fabrik verspinnt täglich drei Millionen Kokons zu Fäden, die zusammen dreißigmal um den Erdball gewickelt werden könnten. Und doch muß man um der Ruhe Chinas, vielleicht sogar um der Ruhe der Welt willen wünschen, daß noch viel mehr Seide getragen werde. Denn ein Viertel der gesamten chinesischen Ausfuhr ist Seide, und die Nachfrage übertrifft das Angebot so ungeheuer, daß nach Ansicht von Fachleuten eine vermehrte Ausfuhr dieser wertvollen Ware das beste Mittel wäre, China für die zu seiner Entwicklung notwendige Einfuhr zahlungsfähig zu machen.

Der größte Rohseidenkäufer der Welt ist Amerika, und Amerika kauft von Japan viermal mehr Seide als von China. Alle Bemühungen, von den Chinesen noch größere Seidenmengen zu beziehen, sind bis jetzt gescheitert. In China arbeiten wohl mehr Leute in der Seidenindustrie als in allen andern Ländern zusammen, aber auf den einzelnen Arbeiter berechnet, ist der Ertrag geringer als überall sonst, so daß immer zwei Drittel der Jahresernte im Inland verbraucht werden. Mitschuldig sind an der zu knappen Ausfuhr allerdings die mangelhaften Verkehrsmittel zwischen Inland und Küste und die sehr hohen Binnenzölle. Die Hauptschuld tragen aber offenkundig die veralteten Methoden, an denen die Bauern trotz der auf Handkarren und Flußbooten von ausländischen Unternehmern schriftlich und mündlich verbreiteten Belehrung zähe hängen. Noch immer zieht weitaus der größte Teil der Seidenbauern seine durch Inzucht und Seuchen verdorbenen Maulbeerbäume, noch immer erben deshalb sehr viele Seidenmotten Krankheiten und legen verdorbene Eier, aus denen keine spinnkräftigen Raupen schlüpfen können. Man hat berechnet, daß allein durch Beschaffung völlig gesunder Eier der chinesische Seidenenertrag vervierfacht werden könnte.

Deshalb wird an dieser Grundlage für den Aufschwung Chinas von den Universitäten eifrig gearbeitet. Im April, wenn auf den sorgfältig gepflegten Universitätsfeldern die Blätter der Maulbeerbäume zu sprossen beginnen, werden ausgewählte Eier des Vorjahres zwei Wochen lang in einen Brutapparat gelegt. Sobald die Raupen auschlüpfen, gibt man ihnen gute Maulbeerblätter, bis sie sich einspinnen. Sieben Tage nach der Einspinnung kommen aus den Puppen die Motten. Sie können nicht fliegen, sondern werden von Mädchen zur Paarung gebracht und nach sechs Stunden wieder getrennt. Das Männchen stirbt vier bis fünf Tage danach, das Weibchen legt am ersten Tage gegen 300 Eier, an weiteren zehn bis zwölf Tagen noch etwa 100, und dann stirbt es ebenfalls. Weder Männchen noch Weibchen nehmen irgend welche Nahrung. Sie haben überhaupt keine brauchbaren Greßwerkzeuge. Alle Eierablagen werden mikroskopisch untersucht, und nur die ganz gesunden werden für die Raupenzucht des nächsten Jahres verwandt. Dieses Verfahren ist in Frankreich, Italien und der Hauptsache nach auch in Japan allgemein verbreitet, aber in China wird bis jetzt kaum ein Prozent der Eier so genau geprüft. Gute Kenner sagen traurig, daß es fast unmöglich sei, in einem so großen

Völker auf so weiten Gebieten die uralten Methoden gründlich auszurotten. Und so wird vielleicht auch die Seidenraupe China nicht so bald retten können. Aber man begreift, weshalb die in Schanghai erscheinende Monatschrift *The China Journal* die ganze Mainummer dieses Jahres der Seidenfrage gewidmet hat.

* * *

An einem herrlichen Julitag legt mein Schiff in Honolulu an. Die Sonne steht fast senkrecht über mir, aber dank dem frischen Seewind fühle ich die Hitze kaum, auf den weich gewordenen Asphaltstraßen fast ebensowenig wie auf den verschmachtenden Rasenflächen endloser Gärten. Juli ist in Honolulu die Zeit der blühenden Bäume. Die jubelnde Flut ihrer Farben umsäumt die hohen Paläste der Regierung und des Handels, die stillen Ziegelhäuser, die bunten Holzvillen aller Stile. Auf der Prunkstraße ins Tal von Nuuanu blüht es links und rechts in Dolden und Rispen und Ballen, in Goldbechern und funkelnden Sternen, in blutenden Zungen und Herzen. Da sind bescheidene, einsame Blumen, weiß wie Schnee, traumhaft veilchenblau, blaß wie nordische Augen. Dann wieder lenzberauschte Schwärme, korallenrot und schwefelgelb wie Scharen fliegender Märchenvögel, wie leidenschaftlich emporlodernde Flammen, wie niederbrausende Wasserfälle, die sich auf meinen rasch dahinfahrenden Wagen stürzen. Ernst aber wiegen sich inmitten des wilden Laumels die grauen Stämme und welkenden Fächer vieler Palmen, und in träger Wonne lehnen sich ungeheure Äste uralter Laubkronen auf das starr gewordene Gehänge ihrer Luftwurzeln.

Neben mir sausen unaufhörlich und fast geräuschlos Automobile auf und ab. Man will ausgerechnet haben, daß in Honolulu ein Automobil auf je vier Personen kommt, während sich auf dem Festlande der Vereinigten Staaten je sieben Personen mit einem begnügen müssen. Überraschend oft werden die Privatwagen von Frauen geführt, auch von Frauen ohne Begleitung, von einer sehnigen Dankeegreisin, von einer jungen, glutäugigen Tochter Portugals, von einer schweren Kanakenmatrone, deren braune Linke sich um das Steuer krampft, während die juwelenraffelnde Rechte nach der Riesenbremse des fluchtbereiten Strohhutes greift.

Es ist beispießlos, wie die Rassen auf Hawai durcheinanderwirbeln. Die Japaner sind beinahe so zahlreich wie alle andern zusammen, aber auch Portugiesen, Chinesen und Philippiner sind stark vertreten. Die Portugiesen reichen nahe an die Gesamtzahl der Nordamerikaner, Engländer, Deutschen und Russen. Die Eingeborenen kommen an Zahl den Portugiesen ungefähr gleich. Im Museum zeigt eine Sammlung von Gipsköpfen, die für einen amerikantischen Ethnologenkongreß gemacht wurde, die genauen Mischverhältnisse aller Rassen. Dem Anscheine nach, und wie mir bestätigt wird, ist das Ergebnis durchaus nicht abschreckend.

Frau Kanui Pihana, die älteste der Eingeborenen, wurde gerade am Tage meiner Ankunft begraben. Trotz ihrer 107 Jahre konnte sie noch ohne Brille lesen. Fünfmal war sie verheiratet. Sie hatte fast alles erlebt, wodurch Hawai in der Welt bekannt geworden ist: die von Kamehameha dem Großen begründete Königsherrschaft über alle Inseln, das Vordringen der protestantischen und katholischen Mission, das Ringen zwischen England, Frankreich und

Nordamerika um den wirtschaftlich und militärisch wichtigen Besitz, das stille Heldentum des P. Damian bei den Ausfägigen auf Molokai, die Entthronung der letzten Königin im Jahre 1893, die kurze Zeit republikanischer Unabhängigkeit, die Einverleibung in die Vereinigten Staaten im Jahre 1900.

Im allgemeinen wird die amerikanische Verwaltung als Fortschritt empfunden, aber aus den alten Kanakenhäusern klingen noch immer sehnsüchtig die Lieder von den entschwundenen Tagen der Freiheit. Nicht ohne Wehmut steht man in den Sälen des ehemaligen Königspalastes nur die europäischen Herrscher in Öl gemalt, deren Häuser nun ebenfalls gestürzt sind. Da hängen die preußischen Könige Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV., da ist in Lebensgröße Louis-Philippe von Frankreich, da ist Napoleon III., da ist Alexander II. von Rußland. Die Amerikaner haben den weitläufigen Palast zum Regierungsgebäude gemacht. Die seidenen Thronessel und die Krone mit dem Diamantenkreuze sind im Museum. Draußen stehen die Felder voll Zuckerrohr und Ananas, die neuen Herren steigen mit ihren Damen lachend auf die grünen Berge oder tummeln sich im Wellenschlag der sonnigen Bucht. Unterdessen dröhnen Kanonen von den Forts, Panzerschiffe setzen neue Manövertruppen an Land, und über Meer und Inseln rattern schwere Flugzeuge. Im August will man besonders festlich den Tag begehen, an dem vor 150 Jahren James Cook Hawaii entdeckt — oder vielleicht bloß wiederentdeckt hat.

Die dunkeln Hände zweier Kanakenjünglinge streicheln zärtlich über die Bildwerke am Denkmal des großen Kamehameha. Bewundernd schauen sie zu der schwarzen Heldengestalt empor, die in goldenem Lendenschurz und goldenem Mantel, auf dem Kopfe den goldenen Helm, in der Linken den zackigen Speer und die Rechte majestätisch ausgestreckt, noch immer zum Herzen des Volkes spricht. Und als einige Stunden später unser Schiff in die abendliche See hinausfuhr, setzten sich Dugende von Automobilen in Bewegung, um an die Kaktushecken im Tal von Manoa die Bewunderer des Cereus zu tragen, der diese Nacht seine geheimnisvollen Blüten öffnen und im Mondschein wie weißer Schaum auf grünen, schwellenden Hängen liegen wird.

Eine Dankeefamilie von gediegenem Reichtum und angenehmer Zurückhaltung, Vater und Sohn dunkelhaarig, Mutter und Tochter flachsbond, erzählt von Reisen durch die Mandschurei. In diesen asiatischen Wetterwinkel, wo China, Rußland und Japan einander vorsichtig und drohend begegnen, strömt seit einigen Jahren eine Völkerwanderung, wie sie die Weltgeschichte noch niemals gesehen hat. Gelehrte Körperschaften Amerikas, z. B. Geographical Society, National Research Council, Social Research Council, messen dieser Menschenbewegung eine sehr ernste Bedeutung für die Ruhe Chinas und die Ernährung Japans bei.

Schon jahrhundertlang wandern Chinesen aus Schantung in die Mandschurei, aber seit der chinesischen Revolution wächst ihre Zahl mit unerhörter Schnelligkeit. Bis vor drei Jahren kamen fast nur Männer, und sie kamen fast immer auf Zeitarbeit. Jetzt aber kommen ganze Familien und suchen feste Ansiedelung. Für 1927 verzeichnet die Statistik der Einwanderer ungefähr eine Million Köpfe, im Jahre 1928 werden es wohl zwei Millionen sein,

wenn man nach den bis jetzt verflossenen Monaten urteilt. In maßlos überladenen Schiffen aller Gattungen landen sie in dem von Japan modern ausgebauten Hafen Dairen (Dalny). Mit Kindern und Großeltern, mit Sack und Pack lagern sie in Schuppen und Straßen, bis die Agentur sie weiterbefördert. Hungersnot, Soldaten und Räuber haben sie aus dem dicht bevölkerten Schantung in die achtmal dünner bevölkerte Mandschurei getrieben. Denn da ist ein Drittel, im Norden sogar mehr als die Hälfte des Ackerlandes noch nicht unter dem Pflug, und seit dem russisch-japanischen Kriege herrscht fast immer Ruhe. Was der fleißige chinesische Bauer hier erntet, kann er besser verkaufen als in jeder andern Gegend des zweiten Reiches. Denn die Mandschurei besitzt die Hälfte aller Eisenbahnen Chinas, der Hafenverkehr in Dairen steht nur hinter Schanghai zurück, und der mandschurische Handel ist ein Drittel des gesamtchinesischen, obgleich in der Mandschurei nur 6 Prozent der Bevölkerung Chinas wohnt.

Das ist übergenug, dem chinesischen Einwanderer das Leben in der Mandschurei begehrenswert zu machen, aber er will nicht in der Mandschurei begraben sein. Immer wieder rumpeln, von Ochsen oder Mauleseln gezogen, ärmliche Karren nach Süden, und auf den Karren sind vier oder fünf Särge zusammengebunden, die im Lande der Ahnen ruhen sollen. So halten es die Chinesen überall, ob die Not des Lebens sie noch so weit verschlägt, in Kanada wie in Argentinien, in Südafrika wie in Australien, in Sibirien wie in Ostindien oder in Java. Ein junges chinesisches Ehepaar, mit dem ich manchmal auf Deck spazieren gehe, spricht begeistert von dieser Treue zur Heimat, der auch die Armsten willig ihr sauer verdientes Geld opfern. Aus diesem Gefühl der innigen Verbundenheit mit ihrem Volke schöpfen sie die stolze Hoffnung auf eine nicht mehr ferne Zeit, wo China den Staaten der Erde nicht bloß dienen, sondern gleichberechtigt helfen und nötigenfalls gebieten wird.

Noch drei Tage bis San Francisco, und schon beginnt das kühlere Wetter, das immer wie ein deutscher Frühling über dieser Stadt liegt. Die Offiziere und Mannschaften vertauschen die weiße Uniform mit der blauen. Die Damen auf den Liegestühlen hüllen sich in Mäntel und Decken. Abends erscheinen sie in dunkeln Kleidern, auf denen um so heller die Perlen als letzter Widerschein der Tropen leuchten. Was da einsam und winzig wie eine verwehte Flocke in einer rabenschwarzen Haarwelle schimmert, kann von Mannar kommen, wo vor drei Jahren die Perlenfischerei wieder begonnen hat. Als ich auf Ceylon war, hatte sie fast zwanzig Jahre lang stillgelegen. Aber jetzt strömen von neuem zur Fangzeit, gleriger als auf ein plötzlich entdecktes Goldfeld, die Taucher und Händler aus allen Himmelsgegenden zusammen, Schwarze, Braune, Gelbe und Weiße. Im Lendenschurz den zackigen Speiß aus Eisenholz zur Verteidigung gegen Haie, an den Füßen Steine oder Blei, gleiten die Taucher rastlos in die Tiefe. Denn obgleich bloß jede hundertste, höchstens jede fünfzigste Muschel eine Perle enthält, ist der Lohn übergroß. Aus dem Schlamm und Gestank von Mannar sind seit drei Jahrtausenden die kostbarsten Kleinodien der Welt in die Paläste indischer Fürsten gebracht worden. Diese Perlen haben Plinius und Ptolemaios entzückt, Mauren und Venezianer, Portugiesen und Holländer haben um sie gefeilscht

und gekämpft, und nun ist England der Erbe dieses märchenhaften Schages mit seinem Segen und seinem Fluch.

Wir nähern uns der amerikanischen Küste. In das schwindende Licht des Morgenlandes blickt ernst und immer ernster das Auge der jungen abendländischen Macht, die rasch zur stärksten auf Erden geworden ist. Henry Kittington Norton, der als Sekretär der American Asiatic Association mit den Verhältnissen gut vertraut ist, gibt in seinem neuen Buche *Back of War* Zahlen, die selbst amerikanische Kaufleute überrascht haben. Der Wert des amerikanischen Außenhandels betrug 1914 rund 3900 Millionen Dollar, 1926 aber 9250 Millionen Dollar. In derselben Zeit stieg das im Ausland investierte amerikanische Kapital von 2250 Millionen auf 12 000 Millionen Dollar. Der amerikanische Schiffsraum betrug 1914 weniger als 28 Millionen Netto-tonnen, 1926 standen 54 Millionen zur Verfügung. Keine amerikanische Bank außer International Banking Corporation hatte im Jahre 1914 Auslandsfilialen; jetzt haben die amerikanischen Banken im Ausland über 100 Filialen. Ebenso gab es 1914 außerhalb Amerikas nur 3 amerikanische Handelskammern; jetzt gibt es 30, und die Zahl der Mitglieder hat sich von kaum 100 auf 3500 gehoben. Amerika ist heute gleichzeitig der größte Gläubiger und der größte Konkurrent. Der Wille des amerikanischen Volkes entscheidet darüber, ob diese ungeheuern Machtmittel von der verhältnismäßig kleinen Zahl ihrer unmittelbaren Lenker zum Heil oder zum Verderben der Menschheit verwendet werden.

Wir bekommen an Bord Nachrichten über die Zustimmung der Großmächte zu den amerikanischen Vorschlägen für die Sicherung des Weltfriedens. Aber auch der böse Witz eines amerikanischen Blattes ist nicht unbekannt: es sei wie bei einem Konzert von Waisenkindern; jeder höre freundlich zu, aber niemand denke ernsthaft an Adoption. Und bei Amerikanern in China findet Nicolas Roosevelt starken Beifall, weil er in seinem Buche *The Restless Pacific* fordert, China solle zwar in vollem Umfang souverän sein, aber es müsse allen Völkern gleiche Handelsfreiheiten gewähren, und die von einzelnen Staaten vertragsmäßig erworbenen Vorrechte könnten nicht eher aufgegeben werden, als bis China die in Kulturstaaten übliche Sicherheit fremden Lebens und Eigentums wirksam verbürge.

So hat noch jeder für seinen Ruf besorgte Eroberer gesprochen. Was aber will Roosevelt antworten, wenn ein Chinese ihn fragt, mit welchem Rechte die fremden Mächte China gezwungen haben, mit ihnen überhaupt in Verkehr zu treten? Es ist klar, daß ein solcher Verkehr für beide Teile nützlich sein kann, aber ich habe trotz vielen Suchens noch nie einen klaren Beweis gefunden, daß ein Volk berechtigt ist, einem andern Volke solche Vorteile gewaltsam aufzunötigen.

Wichtiger als die Lösung dieser rechtsphilosophischen Frage ist jedenfalls eine starke, Morgenland und Abendland einende Überzeugung, daß etwas weniger auf wirkliche oder angebliche Rechte zu pochen und wahre Kultur vielmehr dadurch zu beweisen ist, daß man miteinander verständig und gütig und beiderseits opferbereit die Wege zum gemeinsamen Wohle aller Menschen sucht.